

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 11 (1928)
Heft: 18

Artikel: Die Jüngerparallelen bei Buddha u. Jesus
Autor: Kahl, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407602>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers:
Geschäftsstelle der F. V. S.

Postfach Zürich 18

Postcheck-Konto Nr. VIII 15299

Der wahre Lebenskünstler muss knapp, klar und illusionslos sein.

v. Stendhal.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
(Mitglieder Fr. 5.—)

Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnenerstr. 14a

Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc.

Tarif auf Verlangen zu Diensten

Die Jüngerparallelen bei Buddha u. Jesus.

Von August Kahl, Hamburg.

Es ist eine längst bekannte Tatsache, dass zwischen dem Leben und der Lehre Buddhas und dem angeblichen Leben Jesu und dessen Lehre eine ganze Anzahl von Uebereinstimmungen besteht. Nicht selten erstrecken sich diese bis in nebensächliche Einzelheiten, was freilich gewisse Theologen der liberalen Richtung auch heute noch nicht wahr haben möchten.

Bestimmte sinn- oder gar wortgemäss sich deckende Textstellen aufzuspüren ist freilich nicht immer ganz leicht, denn leider ist ein grosser Teil der alten Pali- und Sanskrittexte, sowie auch der alten chinesischen Uebertragungen auch jetzt noch nicht ins Deutsche übersetzt, so dass man ohne Kenntnis der Urtexte schon zu englischen und französischen Uebersetzungen greifen muss, um weitergehende Aufschlüsse zu erhalten.

Ein ausserordentlich wertvolles, nicht zu umgehendes Material findet sich in den Originalübertragungen des amerikanischen Gelehrten Albert J. Edmunds. Dieser bedeutende Kenner der alten Schriften hat in einem zweibändigen Werke*) 115 Schriftstellen der buddhistischen und christlichen Evangelien einander gegenübergestellt, die das, was über diesen Gegenstand bereits bekannt war, in vielfach interessanter und bestätigender Hinsicht ergänzen und erweitern, während anderes sogar fehlt. Es lassen sich also heute weit über 100 Ähnklänge, Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen nachweisen. Dabei sind die den Kirchendienst betreffenden, in beiden Weltreligionen sich deckenden Aeusserlichkeiten nicht mit inbegriffen. Dem Charakter des Werkes entsprechend fehlen sie in ihm gänzlich. Wir wissen aber längst, dass das Mönchswesen, der Zölibat, die Beichte, die Tonsur, der Rosenkranz, die Reliquienverehrung und anderes mehr buddhistischer Herkunft sind. Es hat sich herausgestellt, dass dies alles schon in vorchristlicher Zeit im Buddhismus enthalten war. Stellt man diese Dinge noch mit in den Kreis der Betrachtung, und rechnet man manch anderes, was im Edmunds'schen Werk nicht enthalten ist, hinzu, so sind es nicht nur 115 Parallelstellen, sondern eine weitere Anzahl mehr.

Edmunds, dessen Werk nur in englischer Sprache vorliegt, glaubt an die Geschichtlichkeit der beiden Welterlöser trotz allem. Als Okkultist und Spiritist kommt er sogar zu den unhaltbarsten Deutungsversuchen. So will er z. B. die Verklärungsszene bei Buddha und Jesus durch den Lichtschein erklären, der nach der Versicherung der Okkultisten von medialen Personen kurz vor deren Tode ausgehen soll. Die Bedeutung von Edmunds' Werk rein nur als gewissenhafte und mühsame Uebersetzungsarbeit, wird durch solche Stellungnahme natürlich nicht sonderlich beeinträchtigt. Man ziehe aus ihm das Gute und gehe am Absurden vorüber! Es wäre unbillig, von dem auch theologisch eingestellten Verfasser eine andere Erklärung zu erwarten, als diejenige sein kann, die ihm durch seine psychische Einstellung möglich ist. Die verschiedenen Bemühungen der Theologen werden doch samt und sonders nicht verhindern können, dass sich die Indizienbeweise immer mehr häufen, die es zur Gewissheit werden lassen, dass der

*) Albert J. Edmunds, Buddhist and Christian Gospels, Philadelphia.

Jesus der Evangelien niemals gelebt haben kann. Gerade die Uebereinstimmungen bei Buddha und Jesus sind ein Beweis für die Ungeschichtlichkeit des überlieferten Jesusbildes, wie auch — es ist immer noch ein Wagnis, auch diesen Schluss zu ziehen — des überlieferten Buddha. Denn das Gemeinschaftliche in Leben und Lehre der beiden Welterlöser etwa durch die Annahme verständlich machen zu wollen, Jesus sei zwischen seinem 12. und 29. Jahre in Indien gewesen, um dort die indischen Schriften und insbesondere den Buddhismus zu studieren, ist mehr als hinfällig. Alles, was in dieser Hinsicht geschrieben wurde, ist verlorene Liebesmüh, und es ist schade um den dabei aufgewendeten Scharfsinn. So wenig wie für Jesus, so wenig lässt sich auch für Buddha ein geschichtlicher Nachweis aus der Lebenszeit selbst erbringen. Bei der ganzen Sachlage ist aber eines vollkommen sicher, nämlich: die buddhistischen Schriften waren bereits Jahrhunderte lang schon fixiert, als die Evangelien zwischen 70 und 150 (und teilweise noch später) von uns ganz unbekannten Legendendichtern niedergeschrieben wurden. Ueber die vorchristliche Datierung des buddhistischen Kanons sind sich heute sämtliche Beurteiler einig, gleichviel, ob sie sich nun gegen oder für einen historischen Jesus aussprechen. Wenn also die späten Evangelien-schreiber nach Vorlagen gearbeitet haben, so kann, ja muss ihnen — wie sich deutlich genug erweist — die längst bekannte Buddhalegende als ausgezeichnetes Muster für ihren eigenen Helden gedient haben, wenn auch durchaus nicht als alleiniges Muster. Der ungeheuer umfangreiche buddhistische Kanon lag schon 300 Jahre vor Beginn der christlichen Zeitrechnung fest und ist von da ab, was seine Kerngestaltung anbelangt, unverändert durch die Jahrhunderte gegangen, ganz so, wie der christliche Kanon sich seit über 1500 Jahren bis heute unverändert erhalten hat. Sind also Gleichheiten vorhanden, so sind sie allein auf der christlichen Seite verdächtig. Diese Erkenntnis ist denn auch einigen liberalen Theologen bereits aufgegangen. Sie und ihr Anhang geben, wie das in solchen Dingen immer geht, notgedrungen immer mehr zu. Garbe z. B., einer der allervorsichtigsten Beurteiler, gab 1914 seinen Widerstand auf, indem er eine Anzahl der in den christlichen Evangelien geschilderten Ereignisse herausgriff, in denen nach ihm buddhistischer Einfluss teils nicht zu leugnen, teils wahrscheinlich ist. Es sind dies folgende: Die Szene im Tempel mit dem Seher Simeon; die Versuchung durch den Satan; Petris Wandeln auf dem Meere; das Brotwunder; die übernatürliche Geburt; die Seligpreisung der Mutter Jesu durch eine Frau; das Scherflein der Witwe; die Samariterin am Jakobsbrunnen; die Erzählung vom Blindgeborenen; der Weltbrand im Petrusbrief; das Gleichnis vom Säemann und die Höllenfahrt Christi.

Wie stark jedoch die Aehnlichkeiten in ganz anderen Teilen der Evangelien mit buddhistischen Stellen sein können, dafür will ich hier nur ein Beispiel heranziehen, um mich alsdann der im Titel angekündigten Materie zuzuwenden. Mehr des Interessanten wird eine demnächst erscheinende von mir verfasste Broschüre enthalten.

Eine von Edmunds ins Englische übersetzte Textstelle des Dhammapada lautet ins Deutsche übertragen wie folgt: »Lasst den weisen Mann rechtschaffen sein; das ist ein Schatz, den kein Dieb stiehlt; ein Schatz, der nicht vergeht.« Vergleicht man nun damit die Stelle im Evangelium nach Lukas XII 33:

»Machet euch Säckel, die nicht veralten, einen Schatz, der nimmer abnimmt in den Himmeln; da kein Dieb zu kommt«, so wird man die völlig sinngemässe, fast wörtliche Uebereinstimmung nicht in Abrede stellen können. Dergleichen auffällige, vollinhaltlich übereinstimmende Partien finden sich, was die Ethik betrifft, gar nicht selten; wie denn auch die christliche Sittenlehre vor der buddhistischen vorchristlichen gar nichts voraus hat. Es kann heute der Beweis erbracht werden, dass die christliche Vorschrift der Feindesliebe in noch mehr übersteigter Weise bereits im buddhistischen Gebot enthalten war, und dass auch sonst die Vorschrift der Liebe zu aller Kreatur in weit stärkerer Konsequenz in den buddhistischen Anschauungen vorweggenommen ist.

Aber, um nun zu dem im Titel vermerkten Stoff zu kommen: Buddha hatte ebenfalls zwölf Jünger, und unter diesen zwei Lieblingsjünger (einer besonders geliebt) und einen Jüngerverräter. Der vorgezogene Lieblingsjünger ist Ananda, der Jüngerverräter Davadatta. Zu diesen Zwölfen tritt ein weiterer Kreis von sechzig. Bei Jesus sind es zwölf und siebenzig, entsprechend den nach jüdischer Auffassung vorhandenen 70 Nationen. Wir stossen nun sowohl in den buddhistischen als auch christlichen Darstellungen auf Jüngervorschriften, die bei tieferer Betrachtung ausserordentlich interessante Parallelen bieten, darunter zwei merkwürdige Doppel-Uebereinstimmungen. Ich will den bei Edmunds zu findenden Text, der aber nur die Jüngeraussendung betrifft, hierhersetzen, indem ich ihn frei ins Deutsche übertragen gebe, und die Stellen des Matthäus- und des Markusevangeliums anfüge, die auch die Jüngeranweisung vorschreiben. Bei Buddha lesen wir: »Ich bin befreit von allen Fesseln, menschlichen und göttlichen. Desgleichen auch ihr, o Mönche! Gehet hinaus auf eure Reise, zum Glück und zur Wohlfahrt vielen Volkes, aus Mitleid für diese Welt und zum Reichtum, zum Glück und zur Wohlfahrt von Engeln und Sterblichen. Gehet nicht zu zweien denselben Weg! Predigt, o Mönche, die Wahrheit, die da glorreich ist in Anfang, Höhe und Ende, im Geist und im Buchstaben. Verkündet ein frommes Leben in Vollendung und höchster Reinheit. Da sind Wesen, deren Inneres verhärtet und verdüstert ist, die umkommen, so sie nicht hören die Wahrheit.« Nach Matthäus XXVIII 18-19 steht: »Und Jesus trat zu ihnen, redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes (eine Formel, die erst im vierten oder fünften Jahrhundert aufkam; der Verf.), und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe,« und nach Markus VI 7-13 heisst es: »Und er berief die Zwölfe und hub an und sandte sie je zweien und zweien und gab ihnen Macht über die unsauberen Geister und gebot ihnen, dass sie nichts bei sich trügen, denn allein einen Stab, keine Tasche, kein Brot, kein Geld im Gürtel, aber wären geschuht, und dass sie nicht zweien Röcke trügen.«

Man vergleiche nun hier den auffallenden Anfang der Matthäusstelle mit dem buddhistischen Text, weiter aber beachte man die interessante Abweichung des Gebots »geht nicht zu zweien« bei Buddha von der gerade das Gegenteil aussagenden Vorschrift bei Nach Matthäus, der in diesem Punkte auch mit Nach Lukas X 1 übereinstimmt, wo (nur in diesem Evangelium), von der Aussendung der 70 die Rede ist. Edmunds weist nun auf eine bedeutungsvolle Tatsache gar nicht hin und gibt auch gar keine weiteren Parallelen, obwohl solche vorhanden sind. Nämlich, Markus schreibt einen Stab für die Jünger vor, wie wir gesehen haben, während Nach Matthäus und Nach Lukas, wie aus X 10 und IX 3 hervorgeht, einen solchen verbieten. Das ist zunächst ein offenkundiger Widerspruch in den Evangelien. Nun wissen wir aber, dass die Jünger Buddhas ursprünglich keinen Stab tragen durften, jedoch wir wissen auch, dass dieser später eingeführt wurde. Es zeigt sich also hier eine sehr bemerkenswerte Doppelparallele. Woher wissen wir, dass auch die Jünger Buddhas keine zwei Unterröcke tragen durften. In den christlichen Schriften muss es nämlich statt »Röcke« Unterröcke heissen. Ferner ist bekannt, dass den Jüngern Buddhas der Gürtel vorgeschrieben war, und dass auch ihnen nicht erlaubt war, Geld in diesem zu tragen, dessen Annahme überhaupt verboten gewesen ist. Genau so ist's mit der Tasche. Auch diese war den buddhistischen Aposteln nicht gestattet. Es war ferner der Beutel verboten, ganz wie auch bei Nach Lukas X 4.

Es findet sich nun eine Tatsache, die zusammen mit der Stabangelegenheit vielleicht nicht ungeeignet erscheint, ein weiteres Licht auf die Entstehungszeit der urchristlichen Schriften zu lenken: Das angebliche Gebot Buddhas »Gehet nicht zu zweien denselben Weg« wurde später aufgehoben. Wahrscheinlich ist es schon lange vor Beginn der christlichen Zeitrechnung nicht mehr in Kraft gewesen, und nun tritt die Vorschrift auf, je zwei und zwei zu wandern, die sich nun genau mit der späteren christlichen deckt.

Bei Jesus tragen die Jünger Schuhe, wenigstens entsprechend der Vorschrift bei Nach Markus. Schlagen wir jedoch Nach Matthäus X 10 auf und Nach Lukas X 4, so finden wir die Schuhe (Sandalen) verboten, was wiederum ein interessanter Widerspruch ist. Ursprünglich trugen denn auch die Jünger Buddhas kein Schuhwerk, aber später sind die Mönche beschuht, besonders in den nordbuddhistischen Ländern.

Ich stelle also hiermit allein in der Jüngerangelegenheit 15 Gleichheiten zusammen: 1. Die Zwölfzahl der Apostel; 2. Ein Lieblingsjünger; 3. Ein weiterer Lieblingsjünger; 4. Ein Jüngerverräter; 5. Ein grösserer Kreis von 80 resp. 70 Jüngern; 6. Vorschrift, zu je zwei und zwei zu wandern; 7. Keine zwei Unterröcke; 8. Keine Schuhe; 9. Doch eine Beschuhung; 10. Ein Gürtel; 11. Kein Geld im Gürtel; 12. Kein Beutel; 13. Keine Tasche; 14. Kein Stab; 15. Doch ein Stab.

Man ersieht aus dieser Zusammenstellung unschwer, welche Ausbeute möglich ist, sobald man diese Dinge bis in ihre

Feuilleton.

Upton Sinclair.

Von Dr. Hans Wymann, Zürich.

Am 20. September wurde Upton Sinclair, der weltberühmte amerikanische Schriftsteller, 50 Jahre alt. Sinclair gehört zu uns. Seine Werke, die er geschaffen, sind Werke des revolutionären, freien Geistes, die aufwühlen, anklagen, analysieren, Wege zeigen über den herrschenden Kapitalismus und alle geistige Unterdrückung hinaus zum freien Menschentum. Er knüpfte an Zola an, welcher als erster mit seinem Streben nach Typisierung Neues in der damaligen Literatur schuf. Nicht mehr das Einzelwesen, nicht mehr der Blick der nach Innen bewegten Seelengeschichte, sind Sinclair das Problem, sondern realistische Wirklichkeitsmenschen, typisiert herausgenommen aus der Masse der Gesellschaftsschichten und Gesellschaftsklassen und deren Anprall im Leben. Damit hat er den Romanschriftsteller, der als rebellierender Individualist mit kleinbürgerlichem Innenleben moderne Menschen langweilt, bürgerliche Romanschriftsteller, die Erlebnisse einzelner schöner Seelen aus der Oberklasse präsentieren, samt und sonders in den Schatten gestellt. Er bedeutet einen neuen Typ des modernen Romanschriftstellers, den sozialistischen Schriftsteller der Klassentypen und Massentypen. Darin liegt der Grund des internationalen, enormen Bucherfolges des Amerikaners, weil er wie kein zweiter den modernen Menschen der jüngsten Zeit erfasst hat, einem Menschen, der nach einem Weltkriege von so ungeheurem Ausmasse und in einer Zeit der grössten wirtschaftlichen Konzentration und Massenkämpfe ein ganz anderer ist, als vor 10 oder gar 20 und 30 Jahren.

Schon die Titel seiner grossen sozialen Romane beleuchten blitzartig das Neue dieses Denkers. Es heisst da nicht: »Die schönen Augen der Gräfin Maria«, oder »Der Lehrer von Oberkirch«, sondern da heisst es z. B. »Religion und Profit«, oder »Hundert Prozent«, oder »König Kohle«, oder »Petroleum«, oder »Industrierepublik«, oder »Präsident der U. S. A.« etc. Alles soziale Romane, realistische, revolutionäre Tendenzromane ohne kleinbürgerliche Sentimentalitäten oder bourgeoise Heuchelei und Phantastik.

Auch mit Jesus hat er sich abgegeben in seinem antiklerikalen Roman »Man nennt mich Zimmermann«, worin er Jesus als proletarischen Rebellen darstellt, wie er sich in der Gegenwart aufzuführen würde. In seinem Roman »Jimmie Higgins« geisselte er den Militarismus, darstellend, dass sich die Arbeiter als Soldaten nur den amerikanischen und europäischen Geldsäcken opfern, zeichnete in seinen Romanen »Metropole« und »Börsenspieler« die Schmarotzer unserer Gesellschaftsunordnung.

Auch als Dramatiker ist Sinclair hervorgetreten, allerdings ohne wesentlichen Erfolg. Sein jüngstes Werk, wieder ein Roman, »Boston« betitelt, über den Sacco-Vanzetti-Prozess, greift den brutalen amerikanischen Kapitalismus von neuem an.

So dürfte dieser moderne sozialistische Romanschriftsteller überall dort Interesse finden, wo die kapitalistisch-bürgerliche, religiös-kirchliche Welt angegriffen wird, wo der grosse Welt- und Klassenkampf zwischen Kapital und Arbeit ausgekämpft wird. Alle jene, die sich langsam, aber immer umfangreicher von aller bürgerlichen und religiösen Ideologie zu befreien suchen, finden in den Romanen Sinclairs eine reichlich fliessende Quelle geistigen Genusses und das Ahnen des sozialistischen Weltreiches, das alle Menschen in Freiheit und Brüderliebe umfassen wird. Er ist der grösste lebende sozialistische Romanschriftsteller, der unerschrockenste Kämpfer gegen die

versteckten Schlupfwinkel verfolgt. Ich mache dabei auf eines besonders aufmerksam: Gerade der in vielen seiner Teile für ursprünglicher oder älter angesehene Text nach Markus wiederholt die jüngere Vorschrift im Buddhismus, Schuhe und Stab, die im allgemeinen aber für jünger angesehenen Texte nach Matthäus und nach Lukas dagegen die ältere Weisung, keine Schuhe und keinen Stab.

Wenn erst einmal diejenigen buddhistischen Quellenschriften, die noch einer gründlicheren Bearbeitung harren, durchmustert werden, wird sich noch manche neue peinliche Uebersetzung für die Herren Theologen ergeben. Wahrlich, hier wird wohl kein Stein auf dem andern bleiben!

Religion und Verbrechen.

Von Dr. F. L.

Von 1303—1376 schwebten die Päpste in Avignon, nur darauf bedacht, Geld für ihre Dürnen und ihre lasterhaften Genüsse zusammenzuschaffen. Ein Beweis, welcher diese Behauptung stützt, ist das himmelschreiend ungerechte Verfahren gegen die Tempelritter, welche zum Dank für ihre ausgezeichneten Dienste im Kampfe gegen die Feinde des Christentums ausgerottet wurden. Der Grossritter mit seinen einflussreichsten Rittersn wurde unter einem falschen Vorwande nach Paris gelockt, in der Nacht vom 31. Oktober 1307 plötzlich überfallen und eingekerkert. Der Papst klagte in Verbindung mit dem französischen König die Tempelherren der Keizerei und der Zauberei an. Beide wussten nur zu gut, dass dies alles Unsinn war, aber sie hatten es auf die reichen Güter dieses Ritterordens abgesehen, welche in der Regel bei Keizern konfisziert werden durften. Man folterte und marterte die Ritter in schneuslichster Weise, erpresste falsche Geständnisse, fälschte Protokolle, um diese unschuldigen Leute dem Feuerode überliefern zu können. Als der Grossmeister Molay auf dem Scheiterhaufen stand, beteuerte er nochmals öffentlich seine Unschuld und schloss mit den Worten: »Zum Beweis meiner Unschuld fordere ich dich, König Philipp, hiermit vor Gottes Richterstuhl binnen Jahresfrist, und dich, Papst, binnen 40 Tagen.«

Dieser Spruch wurde zur Wahrheit, vor Ablauf der 40 Tage, am 19. April 1314, starb der Papst. Kaum war er tot, so raubten seine Dürnen und ihr Anhang von seinen hinterlassenen Schätzen, was sie nur fortschleppen konnten. Dabei geriet der Palast aus Leichtsinn in Brand, und der tote Papst verbrannte damit. Kurze Zeit nachher stürzte König Philipp vom Pferde, blieb in den Steigbügeln hängen und wurde so arg verletzt, dass er am 29. November 1314 an den erlittenen Wunden starb.

Dies änderte aber am System gar nichts, es wurde von der Priesterschaft weiter geraubt, gefoltert und gemordet. Nero und Caligula, die verworfensten alten römischen Kaiser waren Stümper gegenüber den christlichen geistlichen Inquisitoren

des Papsitums, welche immer schneuslichere Marterarten und Marterwerkzeuge erfanden. Ein Beweis dafür bildet die gut erhaltene Folterkammer in Nürnberg.

Durch den Sieg des Papsitums über das Kaisertum wurde das ganze Priester- resp. Pfaffentum eben so üppig, wie die Raubritter und Reichsfürsten, ihr ganzes und einziges Streben war nur noch darauf gerichtet, mit allen Mitteln ihren Besitz zu vergrössern. Einwandfreie Beweise dafür sind die Kämpfe zahlreicher Städte gegen die Bischöfe, wobei letztere nur zu oft Meineid, Verrat und Niedertracht zu ihren Bundesgenossen machten. Die Priesterschaft lebte in Saus und Braus, als ob es für sie weder einen Herrgott, noch einen Teufel gäbe. Adelige wurden schon in der Wiege zu Domkapitularen bestimmt; zu lernen brauchten sie nichts, den Kirchendienst liess man durch arme Kapläne besorgen.

Die Domkapitulare solchen Ursprunges ernannten die Bischöfe. Wer am meisten dafür bezahlen konnte und auch bezahlte, oder sonstige Intrigen anzuwenden verstand, wurde dazu erkoren. Wie es dann unter solchen Krummstäben zugeht, dafür sollen einige markante Beispiele folgen.

Der Erzbischof von Köln, Konrad von Hochsteden, erwählt 1237, führte Krieg mit dem Bischof Simon von Paderborn und Osnabrück. Da er vom Kriegsglück gegen den »lieben christlichen Amtsbruder« begünstigt wurde, so suchte er auch die Reichsstadt Aachen ihrer Freiheit zu berauben und sie auszuplündern. Diese aber, in Verbindung mit dem Grafen Wilhelm von Jülich, schlug die erzbischöfliche Räuberbande und nahm den Erzbischof selber gefangen. Nachdem er Urfehde geschworen hatte, Ruhe und Frieden zu halten, wurde er freigelassen. Der Erzbischof dachte aber nicht im Traume daran, seinen Schwur zu halten, sondern er plünderte die Münzkammer der Reichsstadt Köln und suchte sich diese Stadt dienstbar zu machen. Die Kölner aber machten kurzen Prozess mit dem meineidigen Prälaten, jagten ihn aus der Stadt und zerstörten seinen Palast. Der Erzbischof rüstete und belagerte Köln, wurde aber von der Kölner-Bürgerschaft geschlagen. Da versuchte es dieser Prälat, mit List zu erreichen, was er mit Gewalt nicht erreichen konnte. Er liess durch Mönche die Bürgerschaft gegeneinander verhetzen und durch einen Volksaufstand seine Gegner aus der Stadt hinaus jagen. Dann besetzte er alle Ämter mit seinen Kreaturen und legte eine von ihm besoldete Söldnertruppe in die Stadt. Um das Geld der Bürger zu bekommen, auf das es der geistliche Würdenträger, oder besser gesagt: der gesalbte Strauchritter, ganz besonders abgesehen hatte, liess er unverschämte Steuerforderungen mit roher Gewalt eintreiben. Da ermannten sich die Bürger, riefen die Verbannten zurück und verjagten den Erzbischof mitsamt seinen Söldnertruppen aus der Stadt. Aber ein Priester gibt erst dann sein Spiel als endgültig verloren auf, wenn er selber tot ist. So auch hier! Der Erzbischof gelangte an den Papst, und dieser belegte die Kölner mit dem kirchlichen Bannfluch. Da sich aber die Kölner daraus nichts machten, so versuchte

heute noch die Mehrheit der Menschheit umnebelnde bürgerlich-religiöse Ideologie.

Wir Freidenker greifen gerne zu diesen Romanen, die in deutscher Uebersetzung alle im Malik-Verlag in Berlin erschienen sind.

Franz Joseph Gall.

(Zum 100. Todestag.)

Am 22. August 1828 ist 70-jährig der zu Tiefenbronn bei Pforzheim in Baden geborene Arzt und Gehirnanatom Gall in Montrouge bei Paris gestorben und auf seinen Wunsch unkirchlich begraben worden. Sein Hauptwerk über die Anatomie und Physiologie des Zentralnervensystems, sechs Bände mit Atlas und 180 Kupfertafeln, fällt in die Jahre 1806 bis 1810 und ist in französischer, deutscher und englischer Sprache erschienen. Bei Lebzeiten ist dieser originelle Forscher, welcher seine ersten Studien über den Schädel in Wielands »Deutschem Merkur« 1798 veröffentlichte und als erster die Graue Gehirnrinde als Sitz des Weltbildes vermutete, aufs heftigste angefeindet worden. Wegen Gefährdung der Religion erzwang die Klerisei zuerst das Verbot seiner Vorlesungen in Wien und machte ihm darauf den Broterwerb als praktischen Arzt unmöglich. Goethe in Weimar schenkte Galls Vorträgen willig Gehör, während Napoleon I. in Paris dem »Deutschen« misstraute. Sein zusammen mit Dr. Spurzheim herausgegebenes Buch »Phrenologie«, ein missglücktes Kompendium für einen Teil seiner Forschungen zum Zweck ihrer Popularisierung, ist heute glücklich vergessen. Bei seinem Erscheinen erregte es einen internationalen Sturm des Unwillens; anonyme Pamphlete aus London klagten Gall als Moralverderber an, in zahllosen

Spottgedichten, gedruckt in Wien, Dresden und Magdeburg, wurden seine falschen Diagnosen verhöhnt, weil er angeblich die Schädel gemeiner Verbrecher mit denen genialer Helden, Dichter und Denker verwechselt habe; in Berlin ist Kotzebues Posse »Craniomanie« eines unheilbaren Narren mit Beifall überschüttet worden. Alle diese Tadel waren wenig berechtigt; denn gerade die Lokalisierungsidee Galls geht auf René Descartes († 1650) zurück, welcher in der Zirbeldrüse unterhalb der Scheitelhöhle den Seelensitz annahm. Unbekümmert um den Höllenlärm der Laien gab denn auch Geoffroy Saint-Hilaire dem badischen Arzt seine Stimme zur Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften (1820) derselbe grosse Naturforscher hat bekanntlich die Drucklegung der letzten morphologischen Studien Goethes, die in Deutschland keinen Verleger finden konnten, auf Kosten des französischen Staates durchgesetzt. Der auf Galls Spuren wandelnde Franzose Paul Broca lokalisierte etwa 40 Jahre später in der dritten linken Schläfenwindung die Gabe der Beredsamkeit, weil eine Verletzung jenes Gehirnteiles Sprachstörungen zur Folge hat. Wiederum einige Jahrzehnte später haben Cesare Lombroso in Turin und seine Schüler Garosolo, Enrico Ferri u. a. Galls Lehre von den körperlichen Grundlagen der Delinquenz und der genialen Geistesverfassung in Italien zur Geltung gebracht. Endlich volle 150 Jahre nach Galls Geburt sind beinahe gleichzeitig Camillo Golgi in Pavia, Ramon y Cajal zu Madrid und Bechterew in Moskau mit Entschiedenheit für den berechtigten Kern in den Gallschen Forschungsergebnissen eingetreten, und die Lokalisierungsversuche von Hitzig in Berlin, Flechsig in Leipzig und von Monakow in Zürich rechtfertigten geradezu glänzend Galls Grundgedanken und deckten die intimsten Zusammenhänge von Gehirnforschung und Geistesleben auf.

Dr. Franz Lipp in der »N.Z.Z.«